



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 47.

Freitag, 25. Februar

1927.

Die müde Diana.

(17. Fortsetzung.)

Ein Polizeiroman von Otto Schwerin.

(Nachdruck verboten.)

Der deutsche Konsul, Herr Doktor Heiligenstock, ein Thüringer aus Erfurt, begrüßte die Gäste am Tore seiner Villa. Er kannte Doktor Luz von ihrer gemeinsamen Studienzeit aus Gießen her und war neugierig auf die Überraschung, die er ihm radiotelegraphisch avisiert hatte. Dass er ohne weiteres bereit war, seinem Freund in einer, wie er depechierte, wichtigen Kriminalangelegenheit beizustehen, verstand sich ganz von selbst, um so mehr, als Luz versicherte, dass die Sache keine irgendwie gearteten Komplikationen nach sich ziehen konnte.

Er begrüßte Luz getreu der angenommenen Rolle und gratulierte ihm herzlich zum Geburtstage, dann ließ er sich die Gäste vorstellen, küsste Carlotta Petersen die Hand und betrachtete Rivadeiro diskret neugierig durch seine schwarzen Sonnenbrillengläser.

„Darf ich die Herrschaften ins Haus bitten“, sagte er, „wir warten mit dem Mittagessen.“

Die Tafel war auf einer offenen Veranda gedeckt, die einen Blick über die Stadt Funchal hinunter auf den Hafen gestattete. Der Hafen schloss, nur um die „Amazonas“ herum lagen eine Anzahl Boote, die Waren oder Post brachten oder holten.

Das Essen verlief in angeregter Unterhaltung; die Gattin des Konsuls, eine junge Hannoveranerin, legte die Speisen vor und fragte nach der Heimat; sie freute sich, im nächsten Jahre wieder nach längerer Zeit sechs Monate in Deutschland verleben zu können. Luz und der Brasilianer sprachen den Speisen, besonders einem wunderbar zarten Fisch, den der Konsul als Piranha bezeichnete, mit gutem Appetit zu, Carlotta schien ein wenig erregt, als wenig, trank aber reichlich viel. Auch Rivadeiro trank von dem leicht gesüßten, bernstein-gelben Port-Wein mehr als das warme Klima wünschenswert erscheinen ließ. Der Hausherr brachte ein Hoch auf das Geburtstagskind aus, wenige Minuten später hob die Gattin die Tafel auf. Die Herren nahmen in einer Halle, die durch einen großen Ventilator gelüftet wurde, den Kaffee ein und zündeten sich Zigarren an. Carlotta begleitete die Frau in den hinter der Villa gelegenen Garten.

Doktor Heiligenstock schenkte einen süßen, stark duftenden Likör ein und verschloss die Flasche in einem kleinen Schränkchen. Rivadeiro war an die Brüstung der Veranda getreten und sah auf die untenliegende Stadt und den Hafen hinab. Luz befand sich für einen kurzen Augenblick allein in der Halle. Er zog aus der Westentasche eine kleine Glaskugel, der er schnell eine weiße Tablette entnahm. Diese warf er in den geschlossenen Likörkelch des Brasilianers. Der Likör schäumte eine Sekunde auf und zog noch einige Blasen. Luz erhob sein Glas: „Prost, Herr Rivadeiro!“ rief er.

Der Hauptmann ergriff den Kelch, lächelte Luz zu und leerte den Inhalt mit einem einzigen Zuge. Ein kurzes Lächeln zuckte über den Mund Luz', der sich gelassen eine neue Zigarette anzündete und Rivadeiro das Etui anbot. Dieser lehnte ab.

„Ich muss aufwärts getrunken haben“, sagte er. „Teufel noch mal, der Wein war anscheinend schwerer, als ich ge-

dacht habe.“ Er nahm eine kleine Flasche Eau de Cologne aus der Tasche und benetzte die Schläfen. „Ich bin so müde — so furchtbar müde, es ist kaum zu glauben.“

„Sie haben des Guten auch ein wenig zu viel getan. Ich war vorsichtiger“, lächelte Luz.

Rivadeiro gähnte — zweimal, dreimal. „Entschuldigen Sie“, sagte er, „aber ich kann nicht mehr. Mir fallen die Augen zu!“

„Legen Sie sich doch einige Minuten nieder“, meinte der Konsul und zog den Brasilianer nach einer Chaiselongue aus geflochtenem Rohr.

„Ich — möchte schon — gern — aber der Dampfer — er fährt in zwei Stunden.“

Luz lachte. „Das lassen Sie meine Sorge sein“, sagte er, „Fräulein Petersen und ich fahren doch auch mit der „Amazonas“ weiter. Ich garantie Ihnen dafür, dass Sie pünktlich geweckt werden.“

Rivadeiros Kopf sank auf die Brust nieder, er gähnte und streckte sich. Wenige Sekunden später zeigten regelmäßige tiefe Atemzüge an, dass er eingeschlafen war. Inzwischen hatte Luz eine längere Unterredung mit dem Konsul, auch Carlotta Petersen hatte sich den Männern wieder zugekehrt.

„Wenn alles glatt geht, wird Rivadeiro vierundzwanzig Stunden fest schlafen“, sagte Luz. „Es ist meine Sache, ihn morgen, ohne Verdacht zu erwischen, auf die „Holstein“ zu bringen.“

In diesem Augenblick ertönte vom Hafen her eine Sirene.

„Das erste Absahrtszeichen der „Amazonas“, sagte der Konsul mit einem Blick auf den fest schlafenden jungen Mann. Luz nickte.

„Wann legt die „Holstein“ in Funchal an?“ fragte er den Konsul.

„Morgen in der Frühe gegen fünf oder sechs Uhr. Sie fährt um neun Uhr weiter. Da die Geschäftsräume der Hamburg-Südamerika-Linie um sechs Uhr geschlossen werden, tun Sie vielleicht gut daran, die Karten für sich, Fräulein Petersen und Ihren Gefangenen jetzt zu lösen.“

„Wo ist das Bureau der Schiffahrtsgesellschaft?“
„In der Avenida Braganza. Ich begleite Sie hinunter in die Stadt.“

„Ich komme mit“, erklärte Carlotta, ich will mir Funchal auch ein bisschen ansehen und einige Ansichtspostkarten nach Deutschland senden.“

Der Konsul hatte bereits nach seinem Panamahut gegriffen. „Was fangen wir mit unserem Gefangenen an?“ fragte er.

„Der schlafst auf Stunden hinaus wie ein Dachs. Wir wollen ihn aber doch in ein Zimmer schaffen und abschließen. Gut ist gut, und besser ist besser.“

Wenige Minuten später sausten die zwei Männer mit Carlotta Petersen in einem Schlitten, dem landesüblichen Beförderungsmittel, zu Tal und betraten die Agentur der Hamburg-Südamerika-Linie in dem Augenblick, als die „Amazonas“ mit Kurs auf die Kanarischen Inseln den Anker lichtete.

Fünfzehntes Kapitel.

Der Doppelschraubendampfer „Holstein“ der Hamburg-Südamerika-Linie befand sich bereits auf hoher See, als Hauptmann da Rivadeiro aus seinem tiefen Schlaf erwachte. Er blinzelte mit schweren Augen in den hellen Sonnenfleckel, der durch das Bullauge fiel. Dann erhob er sich noch ein wenig schwankend, um den leicht schmerzenden Kopf an der Waschtoilette abzukühlen. Lasse kloppte es an der Tür; lächelnd trat Doktor Luz in die Kabine.

Der Brasilianer begrüßte seinen Reisegenossen ein wenig beschämt. „Ich muß ja ganz gehörig betrunken gewesen sein“, sagte er. „Ich danke Ihnen, daß Sie mich so gut auf den Dampfer geleitet haben, denn ich hatte keine Ahnung, wo ich war, habe Sie offen gestanden, jetzt noch nicht.“ Er sah sich zweifelnd in dem engen Raum um und blickte unter das Bett, um seinen Kabinenloffer zu suchen. „Das ist doch gar nicht meine Kabine?“ rief er erschrocken. „Wo sind meine Kleider, wo ist meine Wäsche, mein ganzes Gepäck?“

Luz lächelte sarkastisch. „Ihre Eseketen schwimmen momentan auf dem Atlantischen Ozean, in der Nähe der Kanarischen Inseln. Ich hoffe, daß sich Ihre Frau Mutter inzwischen so weit erholt hat, um zu veranlassen, daß Ihr Gepäck ihrer Obhut unterstellt wird.“

Rivadeiro starnte Luz verständnislos an. „Ich begreife Sie nicht“, sagte er. „Bin ich denn nicht auf der „Amazonas“?“

„Nein“, erwiderte Luz. „Sie sind auf der „Holstein“, unterwegs nach Deutschland. Den momentanen Breitengrad lenne ich nicht genau, vermute aber, daß wir im Laufe des morgigen Tages in europäische Gewässer kommen.“

Und als Rivadeiro Luz mit unruhigen, flackernden Blicken anstarrte, fuhr dieser langsam fort: „Ich bin Ihnen ein Geständnis schuldig, Herr Rivadeiro. Ich habe mich unter einer falschen Flagge bei Ihnen eingeführt. Ich bin nicht der Oberleutnant Pochhammer vom deutschen Generalstab, sondern der Geheimpolizist Doktor Luz, in Diensten der Frankfurter Kriminalpolizei.“

Rivadeiro fuhr zurück und griff unwillkürlich nach der hinteren Hosentasche.

„Sie haben es gewagt?“ zischte er. „Sie Schurke! Sie Schuft!“

„Bitte keine Emotionen“, meinte Luz gleichmütig, „und wenn ich Ihnen raten darf, nehmen Sie auch die Hand ruhig von der Tasche fort. Ich habe mir nämlich erlaubt, die schöne Parabellumpistole zu konfisieren, erstens zu unserer Sicherheit, denn wenn Sie schießen, muß ich mich zu meinem eigenen Schutz doch verteidigen, zweitens brauche ich die Waffe als wichtiges Beweisstück.“

Luz hatte die Arme über die Brust verschränkt und sah seinem Gegner gelassen in die Augen. Er erwartete einen unvorbereiteten spontanen Angriff des leidenschaftlichen jungen Mannes und war auf seiner Hut, ihn zu parieren. Aber nichts geschah! Wider Erwarten blieb der Brasilianer ruhig. Er stieckte beide Hände in die Taschen und ließ sich auf das Bett niederfallen.

„Vielleicht verraten Sie mir mal, bester Herr“, sagte er mit belächelndem Hohn, „warum Sie mir auf die „Amazonas“ gefolgt sind, warum die Komödie mit der Geburtstagsfeier in Funchal, warum die Freiheitsberaubung hier auf einem zweiten Schiff?“

„Ich bin gern bereit, alle Fragen weitestgehend und loyalst zu beantworten“, erwiderte Luz ruhig und höflich. „Ich glaube selbst, daß es das beste sein wird, offen und ehrlich mit Ihnen zu reden. Sie sind kein Verbrecher im eigentlichen Sinne, Herr Rivadeiro, und werden es vielleicht recht dankbar begrüßen, in mir einen Menschen gefunden zu haben, der Ihrer Handlungsweise, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, Verständnis entgegenbringt.“

„Bitte keine Weitschweifigkeiten“, unterbrach ihn Rivadeiro schroß. „Reden Sie, beantworten Sie meine Fragen.“

„Gut“, antwortete Luz. „Ich folgte Ihnen auf den Dampfer „Amazonas“, weil ich Sie für dringend ver-

dächtig halte, den Zoologen Doktor Winter in Frankfurt am Main aus dem Hinterhalt erschossen zu haben.“

„So, Zoologe?“ höhnte der Brasilianer. „Wundervoll! Prachtvoll!“

„Sie kennen also Doktor Winter?“

„O ja“, erwiderte Rivadeiro, „ich kannte ihn sehr gut.“

„Sie geben auch zu, ihn aus dem Hinterhalt erschossen zu haben?“

„Auch das will ich Ihnen eingestehen, Herr, bedingt wenigstens eingestehen.“

„Ausgezeichnet!“ erwiderte Luz. „Ich wußte, daß Sie ein vernünftiger Mensch sind, mit dem zu reden ist. Ich inszenierte, wie Sie ganz richtig vermuteten, zusammen mit meiner Agentin, Fräulein Petersen, in Funchal eine kleine Komödie, um Sie auf den deutschen Dampfer zu locken, denn auf einem brasilianischen Schiff bin ich als deutscher Polizeibeamter machtlos. Auf der „Holstein“ hier hat der deutsche Kapitän die Polizeigewalt inne und behandelt Sie auf Grund meiner Aussagen als Untersuchungsgefangenen. Es hängt von Ihnen ab, ob sich die Untersuchungshaft für Sie leicht oder drückend gestalten wird.“

Rivadeiro schwieg. Er starrte trocken zu Boden und bearbeitete seine Unterlippe mit den Zähnen. „Carlotta Petersen ist Ihre Agentin?“ sagte er bitter. „Psui Teufel, auch sie. Wie sich ein Mensch nur so verstehen kann. Halschheit, Gemeinheit, Verstellung ist in der ganzen Welt Trumpf. Nun gut. Ich war's. Ich habe es getan. Ich werde auch für meine Tat einstehen. Wohin fährt der Dampfer?“

„Nach Hamburg zurück. Morgen landen wir in Lissabon, dann halten wir in Vigo, in Boulogne, und in drei Tagen sind wir in Hamburg.“

(Fortsetzung folgt.)

Bei den malaiischen Blaspfeifern.

Von U. Tartaruga.

Die Engländer haben troch manchen Widerwuchs Singapur zu einer Kriegsschiffbasis ausgebaut, so daß die hinterindische Halbinsel Malakka jetzt von über 3000 Schiffen besucht wird. Die Hälfte des Weltbedarfs an Zinn stammt aus „Malaka“. Außerdem werden jeweils aus Singapur nunmehr Gummi, Harze, Felle und weiße Messingwaren in ungeheuren Mengen ausgespielt. Von Europäern versuchen insbesondere Deutschen festen Fuß zu fassen, was ihnen, wie mir eben die Globetrotterin Alma M. Karlin schreibt, durch die ausgezeichnete Arbeit des deutschen Legationsrates Weber immer mehr gelingt. Seiner Tatkraft und seinem diplomatischen Geschick soll es gegliedert sein, sich die englische Presse, nämlich die „Malaya Tribune“ und die „Singapore Free Press“ zu Freunden zu machen. Er brachte es sogar zuwege, deutsche Meldungen verbreiten zu dürfen und gehörte, wie die Karlin meint, zu jenen so seltenen Regierungsbeamten, „die in einem Landsmann nicht eine wanzentartige, zu veriągende Pest sehen“, ein prächtiges Wort, das derjenige am besten zu wiedergeben weiß, der sich in fremden Ländern da und dort an einem „Gefangenen“ wenden mußte.

Die altschweizerische Majorstochter, die sich auch hier gleich von den ausgetretenen Pfaden entfernte und höheres Interesse für die Durchforschung des Landesinneren zeigte, verbreitete sich in ihrem Schreiben ausführlich über die Siedlungen, die man fälschlich als Südmongolen betrachtet, während sie in Wirklichkeit ein Gemisch von echten Mongolen, Indonesiern und unbekannten Ureassen darstellen. Was das Amoklaufen anbelange, welches nicht halb so häufig vorkomme wie das sonderbare „Latbawerden“ (eine akute Geistesgestörtheit), so sei daselbe nichts anderes als ein Selbstmordversuch, der Wunsch, etwas Aufstellendes zu tun und endlich getötet zu werden. Als Ursache sei längst die Malaria und drückende Sorge festgestellt worden. Beweis: eine Chinabehandlung heile einen Amokwahnhaften in sechs Monaten. Das Latbawerden sei viel schlimmer, denn hier wiele das Klima die Hauptrolle. Auch die Europäer bekommen sehr häufig diesen Anfall, der sich in einer unbeschreiblichen Nervosität äußere. Man erschrecke beim geringsten Lärm ganz außerordentlich und sei überhaupt in diesen Gegenden „immer auf dem Sprung“. Ein Latbawanderer mache alles nach, was er sehe: das Schleichen des Tigers, das Schlagen der Vogelschwingen usw.

„Nachsucht und überlegtes Töten sind allerdings charakte-

rische Eigenschaften," fürt sie fort, „doch nicht den Malaien allein eignen, die eben ungewöhnlich empfindsam sind und es nicht vertragen, „malu“ (beschäm) gemacht zu werden, aber viel unangenehmer, meiner Ansicht nach, ist ihre wohl allen Tropenwölkern mehr oder minder anhaftende Schwäche, die es ihnen nicht erlaubt, ein gegenwärtiges Opfer zu bringen, um in Zukunft etwas zu gewinnen. Deshalb machen sie nie Unrecht gut, unternehmen nichts, leben in behaglichem Traumzustand, der zu nichts führt und lassen Chinesen und Weiße ihr Land erobern und ausbeuten.“

Was ihre Religion anbelange, so glauben sie wohl „offiziell“ an Allah, viel wichtiger erschienen ihnen aber die „Djin“, die Luftgeister, die von Allah 2000 Jahre vor Adam aus rauchlosem Feuer erschaffen worden seien. Überall hause ein „Hantu“, ein Geist. Der Baumantu töte den Mann, der den Baum fällt, der Flussantu zieht in die Tiefe, wenn ihm nicht geopfert wird, der Hantu Kembong erzeugt Magenschmerzen, der Hantu Keturuban verzieht die schwarzen Blätter, der Hantu Chila bringt nächtliche Kolit, der Hantu Bata schlößt mit Blindheit, der Hantu Pefah mit Taubheit, der Hantu Semar laut wird den Schiffen gefährlich und aus dem Wasser steigt der Hantu der Cholera, weil vor vielen Jahren ein Sultan sieben Sänger, die mit ihrer Mandoline aller Herzen eroberten, in ein Wasserloch werfen ließ.

Fürchterlich seien die Malaien in ihrer Kenntnis von allen möglichen Giftenart. Kräuter, Früchte, Spinnen, Wurzeln, Säfte und Mineralien müssen erhalten, um die Hantu zu versöhnen. „Die einzelne Frucht des Atar,“ sagt die Briefschreiberin, „des Atar batu velir tambing genügt, um einen Elefanten zu töten. Ein Drittel der etwa 1000 Samen in solch einer Frucht verursacht bei einem Menschen schnell Lähmung. Der Tod tritt in der Regel nach vier Stunden ein. Die Buah ibul, die Frucht einer dornenlosen Dschungelwalme, die frisch grün und trocken weißlich und sehr hart ist, hat derart starkes Gift im öligem Kern, daß eine einzige Ruk einen ausgewachsenen Dickhäuter tötet. Die Dendang, eine kleine, grüne Fliege, die der spanischen Fliege ähnelt, wird über Feuer getrocknet, bis sie knusperig wird und dann fein zerrieben. Eine einzige Fliege macht gefährlich frant und erzeugt nicht selten eine tödliche Bauchfelsenzündung.“

Besonders unangenehm gestalte sich der Kampf mit solchen Eingeborenen dadurch, daß sie zum Abziehen ganz kleiner, vergisteter Fleile Blasenfeifen benützen. Außer den Malaien gebe es auf der Halbinsel aber noch viel gefährlichere Völker. So die Negritos, die mit den Aetas der Philippinen und den gefürchteten Zwergen der Andamanen nahe verwandt seien. Sie haben kurzes Regerhaar, sind tiefdunkelbraun in der Hautfarbe, rundköpfig und echte Dschungelnomaden. Aus Palmenstroh verfertigen sie ein vorübergehendes Schutzdach über ihre Schlafbank aus Bambus, braten Tapioca und andere Wurzeln in heißer Asche und Reis in Bambusrohren, wenn sie keinen rohen Toof benötigen. Männer tragen ein schmales Lendentuch in T-Form, Frauen einen Fasernrock oder zerfranztes Rindentuch und manchmal eine Halskette aus Affenzähnen. Habisch versetzte Bambuskämme im Hinterhaar, das etwas länger gelassen wird, bilden den einzigen Schmuck und dienen gleichzeitig auch als allgemeines Körpertraktinstrument. Einst gebrauchten sie Spreete, Pfeil und Bogen. Heute benützen sie lieber die schreckliche Blasenfeife, der gegenüber der mit Schußwaffen versehene Europäer unbedingt im Nachteil ist, wenn er nicht beizeiten losdrückt. Die Negritos sind übrigens im Aussterben. Man schätzt sie auf beiläufig tausend Köpfe. Womöglich noch unsozialistischer seien die Sakais, die von den Malaien wegen ihrer „Schmucksucht“ verachtet werden. Sie reiben den Körper immer bloß mit Erde ab, schlafen in heißer Asche und führen ein Nomadenleben. Karlin nennt sie schlimmer als die wilden Tiere, mit denen sie in den Bergschluchten und Dschungeln zusammen leben. Sie bewegen sich in den afferreichen Urwäldern zwischen Perak, Kelantan und Bahang. Sie pflanzen Tapioca und Hirse und bauen zerstreute Hütten, verlassen diese aber bei jedem Todesfall oder zu großer Tier, namentlich Tigerplage. Es sind Pfahlbauten aus Bambus mit Palmenstroh gedeckt. Den Kampf mit den Urwaldbewohnern führen sie lediglich mit der Blasenfeife. Diese ähnelt einer Trompete und trägt oben einen Schutzdeckel aus Rotang. Der Blasenfeil erinnert an eine Stichnadel, ist ungefähr so lang, an einem Ende aber löslich und wird mit Kapokwolle in die Pfeife gesteckt. Die Spitze ist sehr scharf und mit einem dunkeln harzigen Gifte bestreichen, das von dem Zoo (Upas auf Java) herriehrt und manchmal auch mit Schlängengift gemischt wird. Die Grundlage,“ schreibt Karlin, „ist immer das tödliche Upasgift. Wie außerordentlich stark es wirkt, beweist folgender Bericht. Bei einer Bergwanderung entglitt einem Sakai-Träger eine solche Pfeife, und ein Pfeifchen fiel ihm auf den nackten Fuß. Obwohl sofort die Wunde ausgebrannt und das Bein fest umschlitzt wurde, litt der Mann, dessen Haut kaum gerichtet worden war,

große Schmerzen. Er kam kaum mit dem Leben davon. Würde der Giftdorn nur ein wenig tiefer eingedrungen, würde der Tod des Sakai sofort eingetreten sein.“ Einwas höher stehen die Jatun, auch ein wilder Volksstamm, die vollkommen malaiisch geworden sind. Man nimmt an, daß sich in den gesamten Malayastäaten 32 448 „Wilde“ oder in jedem Falle unterordnete, noch unentwickelte, nicht malaiische Eingeborene aufhalten.

Der Narr.

Skizze von Ernst Zacharias.

Neben mir geht der Narr. Er zeigt auf ein Büchlein im Buchladen.

„Nimm es mit! Ein junger Dichter will dir etwas sagen von der Schönheit dieser Welt, von der tröstenden Grünen Einsamkeit der Wälder, von dem glühenden Rot der Rosen und dem föhlen reichen Weiß der Lilien. Er will dir in der Dämmerung in deinem Stübchen gegenüberstehen und mit lieben, seinen Worten deine Seele erquiden. Willst du nicht?“

„Wo denkst du hin, Narr? Ich möchte schon, aber da sind weit wichtiger Sachen zu erledigen. Mir fehlt z. B. unbedingt ein Paar Handschuhe. So etwas geht natürlich vor.“

Der Narr lächelt ein wenig, aber er ließ nicht locker. Bei dem nächsten Bildladen blieb er stehen.

„Sieh nur die kleine Landschaft da hinten in der Ecke: Hast du je etwas Entzückenderes gesehen? Erinnerst du dich an den häblichen Fleid in deiner Tapete? Könntest du ihn wohl besser verdecken, als wenn du das Bildchen darüber hängtest? Anstatt sich zu ärgern, laßt sich in Zukunft dein Auge an dem kleinen Meisterwerk. Wie ist's?“

„Ah Gott, ja! Wenn's nach mir ginge! Der Fleid ist allerdings scheußlich, und dein Vorschlag wäre so übel nicht. Aber schließlich ist das da ein Luxus, und so etwas kann ich mir eben nicht erlauben. Aber da sind meine Sonntagsstiecken, die müssen notwendig besohlt werden, wenn ich mir bei dem häblichen Wetter nicht den Schnupfen holen will, und mein Selbstbinder wird auch so langsam schäbig. Nein, beim besten Willen, es geht nicht!“

Wieder lächelte der Narr, und in seinem Lächeln lag so ein gewisses Mitleid, daß mir das Blut ein wenig zu Kopfe stieß. Er blieb jedoch an meiner Seite.

„Das sieht ja herrlich!“ rief er mit einem Male und zeigte auf einen roten Theaterzettel an der Litsässäule.

„War es nicht schon immer den schlimmsten Wunsch, die Oper „Aida“ zu hören? Heute wird sie im Neuen Schauspielhaus gegeben und noch dazu bei ermäßigten Preisen. Das nenne ich Glück. Nun aber schnell zur Kasse, ehe andere dir vorwommen!“

Dabei nahm mich der Narr an der Hand und zog mich fast gewaltsam fort. Es war in der Nähe des Bahnhofs, als ich mich losriß. Ganz verdutzt sah mir der Narr ins Gesicht. Er schien wirklich zornig zu sein. Das machte auch mich erregt, und indem ich auf die große Bahnhofsuhr sah, sprudelte ich hervor: „Wo denkst du hin? Mein Zug geht in zehn Minuten. Wenn ich in die Oper gehe, müßte ich den Nachzug benutzen, und da läme ich um meine Nachtruhe. Überdies erwartet mich meine Frau um sieben.“

Und abermals lächelte der Narr: „Ah ja! — Deine Nachtruhe! Ja, allerdings, das ist eine äußerst wichtige Angelegenheit für — deinesgleichen!“ Dann lehnte er mir den Rücken.

Einfach unverschämt dieses „deinesgleichen“! —

Pünktlich um sieben war ich zu Hause. Meine Stiekel sind nun auch besohlt, und ich bin sicher, keinen Schnupfen zu bekommen. Aber heute — in der Dämmerung — als ich den häblichen Fleid in der Tapete sah — lachte da nicht jemand? Er schrocken drehte ich mich um.

Ich sah aber nur mein eigenes Gesicht im Spiegel.

Aphorismen.

Von W. Müller-Gordon.

Viele Köche verderben den Brei; einer genügt, ihn anzubrennen zu lassen.

Ein heimlicher Funke ist gefährlicher als ein offenes Feuer.

Des Löwen Brüllen ist besser als der Schlangen Schweigen.

Kette einem Egoisten das Leben; er wird sich immer nur des Umstandes erinnern, daß er in großer Gefahr gewesen ist.

Halbe Wahrheiten sind die schlimmsten Lügen.

Neue Bücher

— Wolfgang Amadeus Mozart. Sein Lebens-
gang nach den neuesten Quellen geschildert von O. Keller. (Gebr. Paetel, Berlin.) Der Verfasser war bemüht, „Das Urteil über Mozart als Mensch zu revidieren und auch Mozarts Fehler rücksichtslos aufzudecken“. Man merke sich also: Mozart hat nie eine Schule besucht; er hatte eine ganz falsch geleitete „Kindererziehung“ genossen; er hat in den Kompositionen seiner Wunderkinder-Zeit — was Mozart-Kenner wohl längst wissen — die Art der älteren Meister jener Zeit zum Teil bis zur Kovie nachgeahmt; er hatte eine sehr scharfe Zunge; und hat durch unüberlegte Urteile über seine Zeitgenossen sich vielfach unbeliebt gemacht; und „er legte sich selbst die bösesten Fesseln an und trat in den Ehestand, der, so wie er ihn geschlossen hatte, bis ans Ende seines Lebens nur Not, Kummer und Elend brachte“. In den 9 Jahren seiner Ehe mußte er sechsmal die Wohnung wechseln; und er hatte nicht 2 Kinder, sondern 6 Kinder (von denen 4 im ersten Lebensjahr starben); er war „ein Willensmensch, vielmehr ein Träumer, ein Phantast, ein großes Kind“. Das dieser somit neu revidierte Mozart trotzdem seine „sämtlichen Werke“ geschrieben hat, weiß natürlich auch O. Keller gebührend zu würdigen. Und hier steht sein eigentliches Verdienst ein: er geht dem Entstehen, dem Gehalt, den Schicksalen dieser Werke mit aller denkbaren Gründlichkeit nach; gerät dabei allerdings fast mehr in eine „Mozart-Bibliographie“ (die in der Tat als zweiter Band dieses Buches beabsichtigt ist), die aber schon in diesen 1. Band nicht selten unwillkommen mit hineinspielt, und z. B. durch Besugnahme auf Urteile über Mozart aus heutiger Zeit, die rechte einheitliche Mozartzeitstimmung beim Leser unterbindet. Ein Beispiel für viele: von der Jugendoper „La finta semplice“ lesen wir, daß eine Aufführung nicht stattgefunden hat; „erst im Oktober — 1921“ fand die Uraufführung in Karlsruhe statt“; und nun folgt ein ausgeschöpfter Bericht von Dr. Julius Korngold, darin nachgewiesen und erklärt wird, daß der jugendliche Mozart eben „grüßt“, wie — seine Vorgänger geschrieben haben. Herr O. Keller gestattet sich bei der Gelegenheit sogar noch einen kleinen Seitenprung und läßt alshald den Satz folgen: „Die strenge Kritik hat erst kürzlich (!) einem jungen, mächtig aufstrebenden Komponisten den Vorwurf gemacht, daß er sich in seiner Oper an die Stile seiner Vorgänger anschmiege“. So geraten wir von Wolfgang Mozart plötzlich auf einen ganz andern — Wolfgang! Auch die Notizen über die Aufführungen Mozartscher Opern bis in die Zeit, und die Mitteilungen über die Schicksale Mozartscher Manuskripte nach Mozarts Tode gehören doch wohl mehr in die Bibliographie. Und auf diese dürfen wir bei dem Sammelsleiz, der ungeheuren Belesenheit und den musikhistorischen Kenntnissen Otto Kellers wirklich gespannt sein. O. D.

* *La Taiga*: „Im Banne der Taiga“. (Verlag Gebrüder Stiepel, G. m. b. H., Reichenberg in Böhmen.) Den Schauspielen dieser abenteuerlichen Reiseerzählung bilden die unermesslichen sibirischen Urwälder am Amur — die geheimnisvolle Taiga, Mandchuriens weite Steppen, der mächtige Amurstrom und die einsamen Gebirge und Schluchten des Chingan. In Spannung, von anmutiger Unterhaltung belebt, folgen wir den wechselvollen Erlebnissen zweier Kriegsgefangener, die in echt deutscher Kameradschaft mit unbeugbarer Energie und Tatkraft im wechselvollen Spiel der Geschick bald mit den auf sie einstürmenden Naturgewalten, bald gegen menschliche Hinterlist und Tücke um ihr Leben kämpfen. Nach einem, in der herben Schönheit der Wälder Transbaikaliens verbrachten Winter, kommen die Flüchtlinge nach einer Floßfahrt in das bunte Leben einer chinesischen Stadt. Bei der Fortsetzung ihrer Flucht verfolgt sie das Wikkgeschick. Eine unglücklich verlaufene Tigerjagd kostet einem der Flüchtlinge das Leben. Der chinesische Führer fällt der Kugel eines Chungusen zum Opfer. Der Verfasser rettet sich, um nach mancherlei abenteuerlichen Zwischenfällen von chinesischen Behörden in Tschita interniert zu werden. Was offene Augen geschaut, bat der Verfasser künstlerisch auswählend und formend, in einer Sprache voll Kraft und Fülle lebendig und anschaulich, zu einem vortrefflichen Buch gefaßt.

* *Wachsen und Wandern der Pflanze*, von Dr. Helene von Brönkart. Mit zahlreichen Abbildungen; Sammlung „Wege zum Wissen“. (Verlag Ullstein, Berlin.) Eine Schülerin Frances schildert hier das Leben der Pflanzen, ein Leben, das unter denselben Gesetzen steht wie das von Mensch und Tier. Es wird gezeigt, wie die Pflanzen atmen, „sehen“, sich fortbewegen, wir erfahren sogar von

pflanzlichen Lebewesen, die sich fortbewegen können! Die Grenzen zwischen scheinbar seelenlosem und belebtem Wesen fallen, die Abnung der Alten von einer durchaus seelenvollen Natur erhält durch neueste Forschungen ihre Bestätigung.

* „Im Kampf um die Erwachsenenbildung 1912—1926“. Von Regierungsrat Dr. W. Picht und Prof. Dr. E. Rosenstock. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) Dieses geistvolle Buch führt uns mitten hinein in die heimstrittene Volksbildungsbewegung, diesen so überaus hoffnungsvollen, aber bisher nur mühsam gedeihenden Zweig des deutschen Bildungswesens. Die beiden Verfasser waren seit Beginn der Bewegung Führer. Welche Kämpfe sie bestanden, wie sie trotz Niederlagen immer wieder von neuem rangen, dem Volksbildungswesen festen Boden zu gewinnen, davon legt dies Buch erschütterndes Zeugnis ab. Diese Berichte aus der Vorkriegs- und Kriegszeit, aus den bewegten Jahren der Revolution und Inflation sowie aus der jüngsten Vergangenheit sind aus dem Augenblick geboren und atmen deshalb noch die Frische der jeweiligen Bewegung, unter der sie entstanden sind. Keine hochländenden Programme, sondern Reise, Wander- und vor allem Kampferfahrungen einer wechselvollen, zu immer neuen Formen gezwungenen Arbeitsgemeinschaft. Aber nicht nur ein Rechenschaftsbericht ist diese Schrift, sie ist erfüllt von Anregungen und eröffnet eine völlig neue Provinz der Erziehungs- wissenschaft.

* „Menschenkenntnis und Charakterkunde“, die Erkennung und Beurteilung von Kopf- und Gesichtsformen, mit 150 Zeichnungen von Emil Peters. (Volkskraft-Verlag, Stuttgart.) Wenn der Volksmund vom stolzen Gang, vom der Denferitern, vom sinnlichen Mund, vom leichten Auge spricht, so liegt darin ein instinktives „Werturteil“ über den andern, ein unbewußtes hinter der Form die Seele sehen. Das Petersche Werk (ein Aufstalt zu seinem großen 2bändigen „Menschenbild und Charakter“) ist dem Leser auf dem weiten und schwierigen Gebiet der Menschenkenntnis ein ausgezeichnete Wegweiser.

* „Turnen im Klassenzimmer“. Bekämpfung der Sitzschäden in der Schule. Von Prof. Dr. F. Schede und Turnlehrer Studienassessor H. Diecke. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) Jeder Lehrer sollte es sich angelegen sein lassen, die nachteiligen Wirkungen des langen Sitzen zu bekämpfen und gleichzeitig die für die Aufnahmefähigkeit erforderliche geistige Frische seiner Klasse zu fördern. Das Büchlein ist für Schulleitungen und Erzieher von großer Bedeutung.

* „Konkursordnung“. Mit Erläuterungen von Alexander v. Normann. (Georg Stille, Berlin.) Dieser Kommentar beschränkt sich im Gegensatz zu den sonstigen kleineren Ausgaben der „Konkursordnung“ nicht darauf, nur eine Übersicht der Rechtsprechung ohne eigene Stellungnahme des Verfassers zu geben, sondern er nimmt einerseits zur Rechtsprechung kritisch Stellung, andererseits bringt er nicht nur die Erörterung der in der Rechtsprechung behandelten Fragen, sondern behandelt auch andere Fragen, soweit dies zur systematischen Abrundung erforderlich war.

* „Steuern und Buchführung für den Schuhmachermeister“. Gemeinverständliche Darstellung der den Schuhmachermeister hauptsächlich angebenden Steuergezeuge nebst einer leicht fachlichen Anleitung zur Buchführung (mit Buchführungsmodellen) im Schuhmacherhandwerk. Von Dr. jur. et rer. pol. K. H. Lange, 1. Syndicus der Handwerkskammer, Berlin. Steuern und Buchführung des Handwerks, Band 3. (Industrieverlag Svobod u. Linde, Berlin W. 10.)

* „Das Werden in der Weltwirtschaft“. Beiträge von M. J. Bonn, F. Demuth, P. Eickbacher, F. Eulenburg, F. Hirsh, G. Martius, M. Palvi, W. Müller, J. W. Reichert, W. Schödting, E. Tiessen. Herausgegeben von der Industrie- und Handelskammer zu Berlin. Mit einem Geleitwort von Franz von Mendelssohn, Präsident der Industrie- und Handelskammer zu Berlin. (Georg Stille, Berlin.)

* „Selbstschutz gegen ansteckende Krankheiten“. Von Prof. Dr. W. Weisbach, Direktor des Deutschen Hygiene-Museums, Dresden. 67 Seiten. 32 Abbildungen. (Deutscher Verl. für Volkswirtschaft, Dresden A. 1.)

* „Das Problem der Verjüngung“. Von Dr. Berthold Wiesner. Sammlung „Wege zum Wissen“. (Verlag Ullstein, Berlin.) Eine Autorität auf dem Gebiet der Verjüngung, Berthold Wiesner, der langjährige Mitarbeiter Steinachs, schildert knapp und klar die bisher versuchten Methoden der Verjüngung und würdigt sie kritisch. Sein Buch läßt das bisher Erreichte und deutet den weiteren Weg der Forschung an.